

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Carl Safina**

**Die Intelligenz der Tiere**

Wie Tiere fühlen und denken

2019. 526 S., mit 23 Abbildungen und 4 Karten

ISBN 979-3-406-73958-3

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27670789>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Was geht im Inneren von Tieren vor? Der vielfach ausgezeichnete Naturschriftsteller und Ökologe Carl Safina nimmt seine Leser auf abenteuerliche Entdeckungsreisen in die unbekannte Welt der Elefanten, Wölfe und Orcas mit. Sein kurzweiliges und spannend zu lesendes Buch ist voll von erstaunlichen Einsichten in die Persönlichkeiten der Tiere.

Zusammen mit dem Autor reisen wir zu afrikanischen Elefantenfamilien in Kenia, die nicht nur der Dürre, sondern auch der Wilderei trotzen müssen; zu den Wölfen des Yellowstone-Nationalparks, wo wir Zeugen der schrecklichen Tragödie eines Rudels werden; und schließlich zu der erstaunlich friedlichen Gemeinschaft von Killerwalen, die in den Gewässern des nordwestlichen Pazifik leben. Safina begegnet den von ihm beobachteten wilden Tieren mit Liebe, Respekt und umfassenden Kenntnissen. Sein Wissen ist genauso groß wie sein Einfühlungsvermögen; er versteht es meisterhaft, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse mit wundervollen Erzählungen zu verweben.

*Carl Safina* ist Meeresbiologe und einer der bekanntesten Naturschriftsteller weltweit. Sein Werk umfasst bislang sieben Bücher, darunter den internationalen Bestseller *Song for the Blue Ocean*, und ist vielfach ausgezeichnet worden. Safina ist Gründungsdirektor des Blue Ocean Institute und hat die Stiftungsprofessur für Natur und Humanität der Stony Brook University im US-Bundesstaat New York inne. Er ist Autor von Fernsehdokumentationen und schreibt regelmäßig für die New York Times und National Geographic.

CARL SAFINA

**DIE  
INTELLIGENZ  
DER TIERE**

*Wie Tiere fühlen und denken*

*Aus dem Englischen von Sigrid Schmid  
und Gabriele Würdinger*

C.H.BECK

Titel der englischen Originalausgabe:  
«Beyond Words. What Animals Think and Feel»  
Copyright © 2015 by Carl Safina  
All rights reserved

Zuerst erschienen 2015 bei Henry Holt and Company, LLC, New York

Mit 23 Abbildungen und 4 Karten

Die beiden ersten Auflagen dieses Buches erschienen 2017  
in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.

1. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2019

Für die deutsche Ausgabe:  
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017  
[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Umschlagabbildung: © fotolia

Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 73958 3



klimateutral produziert  
[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

*Dieses Buch ist all jenen Menschen auf den folgenden Seiten  
gewidmet, die genau hinsehen und hinhören.  
Die uns erzählen, was sie aus den Stimmen und dem Schweigen  
derer heraushören, die mit uns auf dieser Erde leben.*

Ich dachte an die lange vergangenen Zeiten, während welcher die aufeinander folgenden Generationen dieses kleinen Geschöpfes ihre Entwicklung durchliefen ... ohne dass ein intelligentes Auge ihre Lieblichkeit erspähte – eine üppige Verschwendung von Schönheit ... Diese Betrachtung muss uns doch lehren, dass alle lebenden Wesen nicht für den Menschen geschaffen wurden ... Ihr Glück und ihre Freude, ihr Lieben und ihr Hassen, ihre Kämpfe ums Dasein, ihre von Leben geschwellte Existenz und ihr früher Tod erscheinen unmittelbar als auf ihr eigenes Wohlbefinden und ihre eigene Erhaltung allein sich beziehend ...

Alfred Russel Wallace, *Der Malayische Archipel*, 1869

Wir beschützen sie wegen ihrer Unvollkommenheit, wegen ihres tragischen Schicksals, eine Gestalt angenommen zu haben, die weit weniger entwickelt ist, als unsere. Und darin irren wir uns, wir irren uns sogar gewaltig. Für die Tiere gelten nicht die Maßstäbe des Menschen. In einer Welt, die älter und vollständiger als unsere ist, sind sie vollkommene Wesen, deren scharfe Sinne wir Menschen verloren haben oder vielleicht auch niemals hatten, Wesen, deren Stimmen wir niemals hören werden. Sie sind nicht unsere Brüder und auch nicht unsere Untergebenen. Sie gehören fremden Nationen an, die, wie wir, im Netz des Lebens und der Zeit gefangen sind, Gefängnisgenossen, die mit uns die Herrlichkeit und die Mühen auf Erden teilen.

Henry Beston, *The Outermost House*, 1928

# Inhalt

Vorwort: Auf dünnem Eis . . . . .	II
-----------------------------------	----

## I. Das Trompeten der Elefanten 15

Die große Frage . . . . .	19
Das gleiche Gehirn. . . . .	30
Ist der Mensch wirklich einzigartig? . . . . .	42
Erbe aus der Urzeit . . . . .	49
Familienbande . . . . .	54
Mutterfreuden . . . . .	61
Lieben Elefanten ihre Babys? . . . . .	71
Elefantenempathie . . . . .	82
Tiefe Trauer . . . . .	91
Ich weiß nicht, wie ich Wiedersehen sagen soll . . . . .	102
Ich sage Hallo! . . . . .	114
Festhalten und Gehenlassen . . . . .	124
Seelen in Not . . . . .	129
Ebony and Ivory . . . . .	139
Wo die Elefantenbabys herkommen . . . . .	162

## II. Das Heulen der Wölfe 177

Eiszeit . . . . .	179
Ein perfekter Wolf . . . . .	185
Rudelbildung und -auflösung. . . . .	194
Die Wölfin namens Sechs . . . . .	205
Gebrochene Versprechen . . . . .	213
Waffenstillstand . . . . .	224
Herrliche Ausgestoßene . . . . .	231
Auf der Spur der Wolfsvögel . . . . .	241
Wolfsmusik . . . . .	252

Der Jäger ist ein einsames Herz . . . . .	263
Überlebenswille . . . . .	270
Dienstboten . . . . .	275
Zwei Enden derselben Leine . . . . .	284

### III. Jaulen und Ärgernisse 297

Von wegen Theory of Mind . . . . .	299
Sex, Lügen und gedemütigte Seevögel . . . . .	307
Arroganz und Täuschung . . . . .	316
Was zum Lachen und schrullige Ideen . . . . .	325
Spieglein, Spieglein . . . . .	333
Apropos Neuronen . . . . .	341
Ein uraltes Volk . . . . .	347

### IV. Der Gesang der Wale 357

See-Rex . . . . .	359
Ein komplexer Killer . . . . .	368
Einfach sehr sexuell . . . . .	373
Innenansichten . . . . .	382
Ungleiche Denker . . . . .	393
Was heißt hier intelligent? . . . . .	406
Das soziale Gehirn . . . . .	416
Wunschdenken . . . . .	423
Helfen und sich helfen lassen . . . . .	443
Bitte nicht stören . . . . .	452
Besitzen und bewahren . . . . .	461
Mit Persönlichkeit ist zu rechnen . . . . .	472
Eine mächtige und wahre Vision . . . . .	480

Nachwort: Ein letzter Gedanke . . . . .	493
Danksagung . . . . .	496

Auswahlbibliographie . . . . .	501
Anmerkungen . . . . .	503
Nachweis der Abbildungen und Karten . . . . .	526

## VORWORT

### Auf dünnem Eis



*Frage doch das Vieh, das wird dich's lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir's sagen, oder die Sträucher der Erde, die werden dich's lehren, und die Fische im Meer werden dir's erzählen.*

Hiob, 12,7–8

Eine große Delfingruppe war neben unserem Boot aufgetaucht. Während sie neben uns hersprangen, tauschten sie sich über geheimnisvolle Zurufe aus, quiekend und pfeifend, wie es ihre Art ist. Auch einige Jungtiere flitzten Seite an Seite mit ihren Müttern durch das Wasser. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich mich nicht länger damit zufriedengeben wollte, diese tiefgründigen und wunderschönen Wesen nur oberflächlich zu begreifen. Ich wollte wissen, wie sie die Welt erlebten, warum sie für uns Menschen so faszinierend sind und wir uns ihnen so *nabe* fühlen. Zum ersten Mal erlaubte ich mir, ihnen die streng verbotene Frage zu stellen: *Wer* seid ihr? Üblicherweise vermeidet die Wissenschaft konsequent die Frage nach dem Seelenleben von Tieren. Zwar gesteht man auch ihnen irgendeine Art von Gefühlswelt zu. Doch ähnlich wie Kinder als unhöflich getadelt werden, wenn sie unverblümete Fragen stellen, wird jungen Wissenschaftlern von Anfang an eingetrichtert, dass die Psyche eines Tieres – sollte es sie überhaupt geben – jenseits der menschlichen Erkenntnis liegt. Erlaubt sind nur «Es-Fragen»: Wo lebt es, was frisst es, wie reagiert es bei drohender Gefahr, wie pflanzt es sich fort? Doch die eine Frage, die *niemals* gestellt werden darf, obwohl sie uns vielleicht ganz neue Erkenntnisse bringen könnte, ist: *Wer?*

Es gibt Gründe, warum man sich an dieses Forschungsgebiet nicht herangewagt hat. Doch was wir dabei übersehen, ist, dass die Trennlinie zwischen Mensch und Tier eine künstliche ist, da der Mensch ein Tier *ist*. Und als ich die Delfine beobachtete, hatte ich keine Lust mehr, mich

an diesen starren Kodex zu halten. Ich wollte den Dingen auf den Grund gehen, eine neue Nähe schaffen. Ich hatte das Gefühl, dass die Zeit für beide, Mensch und Tier, bald ablaufen würde und ich wollte nicht riskieren, «Wiedersehen» sagen zu müssen, wo ich doch noch nicht einmal wirklich «Hallo» gesagt habe. Während des Segeltörns las ich viel über Elefanten. Ihre Gedankenwelt beherrschte die meine, als ich über die Delfine nachdachte und beobachtete, wie sie sich ungezwungen und frei in ihrem Lebensraum bewegten. Wenn ein Wilderer einen Elefanten tötet, löscht er nicht nur das Leben dieses einen Elefanten aus. Die Herde verliert damit womöglich auch den unverzichtbaren, überlebenswichtigen Erfahrungsschatz ihrer Matriarchin, die weiß, wo es auch in harten Dürreperioden genügend Nahrung und Wasser gibt. So kann eine einzige Patronenkugel noch Jahre später weitere Leben kosten. Als ich die Delfine beobachtete und dabei gleichzeitig über die Elefanten nachdachte, wurde mir klar: Wenn Individuen ihresgleichen wiedererkennen und von ihnen abhängig sind, wenn der Tod eines Einzelnen für das *Überleben* der anderen entscheidend ist, wenn es unsere Beziehungen sind, die uns ausmachen, dann haben wir in der stammesgeschichtlichen Entwicklung eine fließende Grenze überschritten – «es» ist zu «jemand» geworden.

«Jemand»-Tiere wissen, *wer* sie sind. Sie wissen wer zu ihrer Familie und zu ihren Freunden gehört. Sie wissen, wer ihr Feind ist. Sie gehen strategische Verbindungen ein und arrangieren sich mit den ständigen Konkurrenzkämpfen. Ihr Ziel ist es, in der Rangordnung aufzusteigen, und sie warten nur darauf, die bestehende Ordnung zu hinterfragen. Ihre Stellung wirkt sich auf die Zukunftsaussichten ihrer Nachkommen aus. Zeitlebens durchlaufen sie die verschiedenen Etappen einer Karriereleiter. Persönliche Beziehungen machen sie aus. Das kommt Ihnen bekannt vor? Sicherlich. «Sie» schließt uns mit ein. Nicht nur wir Menschen führen ein vielschichtiges Leben.

Naturgemäß haben wir eine exklusiv menschliche Sicht auf die Welt. Doch da wir diese nur durch unsere Brille betrachten, ist unser Blick eingeschränkt. Dieses Buch nimmt die Außenperspektive ein, also die der Welt, die uns umgibt. Eine Welt, in welcher der Mensch nicht das Maß aller Dinge und nur eine Spezies unter vielen ist. Da wir uns immer weiter von der Natur entfremden, haben wir vergessen, dass wir Teil einer

großen Lebensgemeinschaft sind und können uns in die Erfahrungswelt anderer Tiere nicht mehr einfühlen. Weil aber alle Belange des Lebens auf einer breit gefächerten Skala erscheinen, fällt es leichter, uns *menschliche* Tiere zu verstehen, wenn wir uns im Kontext mit den anderen sehen und erkennen, dass unsere Lebensfäden Teil eines eng gewobenen Netzes sind, das aus einer Vielzahl weiterer Fäden besteht.

Ich wollte dieses Buch zum Anlass nehmen, mein langjähriges Hauptanliegen, den Naturschutz, zugunsten meines Lieblingsthemas in den Hintergrund treten zu lassen: Ich wollte beobachten, was Tiere machen, und nach dem Grund ihres Handelns fragen. Ich unternahm Reisen, um mich mit einigen der meist geschützten Tierarten zu beschäftigen – den Elefanten im Amboseli-Nationalpark in Kenia, den Wölfen im Yellowstone-Nationalpark in den Vereinigten Staaten und den Killerwalen im nordwestlichen Pazifik. Doch wurden alle drei Arten durch den Menschen in einer Art und Weise behelligt, die sich direkt auf ihr Handeln, ihren Lebensraum, ihre Wanderrouten und ihre Lebensdauer auswirkten. Daher gewährt uns dieses Buch nicht nur einen Blick in das Seelenleben der Tiere, sondern schärft darüber hinaus unser Bewusstsein für ihre Bedürfnisse. In dieser Geschichte, die sich selbst erzählt, geht es nicht nur darum, *was* auf dem Spiel steht, sondern *wer*.

Meine tiefste Einsicht ist, dass das Leben ein großes Ganzes ist. Ich war sieben Jahre alt, als mein Vater und ich in unserem Garten in Brooklyn einen kleinen Schuppen bauten, in dem wir ein paar Brieftauben hielten. Als ich sah, wie sie in den kleinen Kämmerchen nisteten, sich umwarben und um ihren Nachwuchs kümmerten, wegflogen und voller Zuversicht wieder zurückkamen, als ich sah, dass sie Futter, Wasser, ein Zuhause und einander brauchten, wurde mir klar, dass sie in ihren Wohnungen ein Leben wie wir führten. *Wie wir*, nur auf andere Weise. Mein ganzes Leben lang habe ich mit vielen verschiedenen Tieren zusammengelebt und sie in meiner und deren Welt studiert. Dies hat meinen Eindruck, dass unsere Leben miteinander verwoben sind, verstärkt und immer wieder bestätigt. Und diese Erfahrung ist es, die ich auf den kommenden Seiten gerne mit Ihnen teilen möchte.

# I.

## Das Trompeten der Elefanten



*Zart und mächtig, ehrfurchtgebietend und  
verzaubert, die Stille verkörpernd,  
die gewöhnlich den Berggipfeln, großen Bränden  
und dem Meer vorbehalten ist.*

Peter Matthiessen, *Der Baum der Schöpfung*





Und da sah ich, dass der Erdboden sich erhoben hatte, dass dieses von der Sonnenhitze durchgebackene Land sich in etwas Riesiges, Lebendiges verwandelt hatte, das ständig in Bewegung ist. Das Land marschierte in mannigfaltigen Gestalten, mit schier zahllosen Schritten, die der Ursprung des allgegenwärtigen Staubs zu sein schienen. Die Wolke hüllte uns ein, drang in jede Pore, legte sich wie ein Film über unsere Zähne und drang bis in unsere Gedanken vor. In übertragenem und wörtlichem Sinn. Überwältigend.

Und da tauchten ihre Köpfe auf, wie die Schilde von Kriegern. Lange Atemzüge, die ein- und ausströmen und in ihren Lungen nachschwingen. Ihre Haut, abgetragen und faltig, bekommt im Lauf der Zeit ein Muster, so als zierten zerknitterte Landkarten ihre Haut. So ziehen sie über das Land und durch die Zeit. Ihre Haut, die, wenn sie gehen, wie Kordsamt raschelt, ist rau, und doch spürt sie die leichteste Berührung. Mit ihren pflastersteinartigen Backenzähnen zermahlen sie Grasbüschel für Grasbüschel, Bissen für Bissen, als würden sie sich so die Welt erobern. Und die ganze Zeit über raunen sie sich ihre Erinnerungen zu, damit sie nicht verloren gehen. Ihr Kollern ist wie Donner, der langsam näher rollt, es lässt den hügeligen Boden vibrieren und die Wurzeln der Bäume. Es trommelt Familienmitglieder und Freunde vom Flussufer und von den Hügeln zusammen, versendet Grüße und Reiseberichte. Uns Menschen deutet es an, was bald geschehen wird.

Ein Gedanke setzt einen Berg aus Muskeln und Knochen in Bewegung, braune Augen erleuchten die Landschaft, und eine Elefantin trottet herbei. Jetzt sieht man ihre flache Stirn und gewundene Blutgefäße, die sich durch ihre Haut schlängeln. Mit ihrem Trompeten kündigt sie sich an und applaudiert sich selbst mit ihren flatternden Ohren. Sie beeindruckt uns als ein zeitloses und erhabenes Wesen, aufmerksam und bedächtig, friedfertig und umsichtig – und wenn es sein muss, auch tödlich gefährlich. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten ist sie weise, wie wir. Und verletzlich. So wie wir.

Schau. Hör einfach zu. Mit uns werden sie nicht reden, aber einander haben sie viel zu sagen. Manches davon können wir hören. Alles andere liegt jenseits von Worten. Ich will genau hinhören und mich für das Mögliche öffnen.

Überdimensionierte Ohren schlagen. Die Schlammkruste auf der Haut stört dabei nicht. Bizarr vorstehende Zähne flankieren die wohl phallichste Nase der Welt. Eine solch wasserspeiende Fratze sollte uns abgrundtief hässlich vorkommen. Doch betört sie uns mit ihrer diffusen Schönheit, die uns manchmal überwältigt. Wir empfinden viel mehr, viel intensiver. Wir können fühlen, dass ihr Marsch über das Land ein *Ziel* hat. Es hat keinen Zweck, es zu leugnen. Sie haben eine konkrete Vorstellung von dem Ort, an den sie wandern.

Genau da wollen sie jetzt hin.

## Die große Frage

«Es war das schlimmste Jahr meines Lebens», erzählt Cynthia Moss beim Frühstück. «Alle Elefanten über fünfzig Jahre starben, außer Barbara und Deborah. Auch die meisten über vierzig überlebten nicht. Deswegen grenzt es an ein Wunder, dass Alison, Agatha und Amelia es geschafft haben.»

Alison, inzwischen einundfünfzig Jahre alt, ist ganz in der Nähe, in dem Palmenhain da drüben. Vor vierzig Jahren kam Cynthia Moss nach Kenia, mit dem Ziel, das Leben der Elefanten zu erforschen. Die erste Elefantenfamilie, auf die sie stieß, nannte sie die «AA»-Familie und taufte eines der Mitglieder Alison. Unmittelbar vor unseren Augen verdrückt Alison gerade eine Palmfrucht nach der anderen. Erstaunlich.

Mit einer großen Portion Glück und ausreichend Regen könnte sie weitere zehn Jahre überleben. Da drüben ist Agatha, sie ist vierundvierzig Jahre alt. Und hier kommt Amelia, ebenfalls vierundvierzig.

Amelia nähert sich bedrohlich und baut sich in voller Größe direkt vor unserem Wagen auf. Reflexartig ducke ich mich weg. Cynthia dagegen lehnt sich aus dem Fenster und redet besänftigend auf sie ein. Jetzt steht die Riesin so gut wie neben uns, zermalmt Palmwedel, kollert sanft und blinzelt.

Im dottergelben Licht der untergehenden Sonne wirkt die Landschaft wie ein unerschöpflicher Ozean aus Gras. Er erstreckt sich bis zum Fuß von Afrikas höchstem Berg, dessen blauer, schneegekrönter Kopf in Wolken gehüllt ist. Die Schmelzwasserbäche des Kilimandscharo, eines gigantischen Wasserspenders, sammeln sich hier in bis zu drei Kilometer langen Sumpfbereichen, welche sowohl Wildtiere als auch Viehhirten magisch anziehen. Der Name des Amboseli-Nationalparks stammt von der Bezeichnung der Massai für den vorzeitlichen, seichten See, der etwa die Hälfte des Nationalparks ausmacht, und nur zeitweise feucht im Sonnenlicht glitzert. Die Größe der Sumpfbereiche hängt von der Ergiebigkeit der Regenfälle ab. Wenn der Regen ausbleibt, verwandelt sich

das Moor in eine Staubwüste. Dann ist alles möglich. Vor vier Jahren erschütterte eine extreme Dürre die Region bis ins Mark.

Über Jahrzehnte sind Cynthia und die drei Elefanten hiergeblieben und haben sich dieser Landschaft gestellt – in Zeiten des Überflusses wie in Zeiten großer Entbehrungen. Bei der unerwartet komplexen Aufgabe, das wesenseigene Verhalten der Elefanten zu beobachten, leistete Cynthia bahnbrechende Arbeit. Noch nie hat ein Mensch über einen so langen Zeitraum eine Gruppe von Elefanten auf ihrem persönlichen Lebensweg begleitet.

Ich hatte mich darauf eingestellt, dass die berühmte Forscherin nach über vier Jahrzehnten ein wenig kampfmüde geworden sein könnte. Doch lernte ich Cynthia Moss, mit ihren strahlend blauen Augen, als überraschend alerte, jugendfrische Frau Anfang siebzig kennen, der durchaus der Schalk im Nacken sitzt. In den 1960er Jahren schrieb sie für das Nachrichtenmagazin *Newsweek*, entschied sich aber nach ihrer ersten Afrikareise, New York und ihr altes Leben hinter sich zu lassen. Sie hatte sich unsterblich in Amboseli verliebt. Warum, ist leicht nachvollziehbar.

Vielleicht sogar zu leicht. Der Anblick der schimmernden Luftspiegelungen über der glühenden Ebene erweckt den trügerischen Anschein, der Amboseli-Nationalpark sei groß. In Wirklichkeit ist er zu klein. Mit dem Auto lässt er sich in weniger als einer Stunde durchqueren. Amboseli ist eine Postkarte, die sich Afrika einst selbst zugeschickt hat und nun in einer Schublade unter «Nationalparks und Reservate» verstaut. Der Kilimandscharo liegt bereits in einem anderen Staat, an der imaginären Grenze zu einem Gebiet, das Tansania heißt. Der Berg und die Elefanten wissen, dass es sich in Wirklichkeit um ein und dasselbe Land handelt. Doch ist es der Nationalpark, der mit seinen 390 Quadratkilometern als wichtigste Wasserstelle im Umkreis von 7770 Quadratkilometern erhalten muss. Die Amboseli-Elefanten nutzen eine Fläche, die ungefähr zwanzigmal<sup>1</sup> so groß ist wie der Nationalpark. Dies gilt auch für das Volk der Massai, das von der Rinder- und Ziegenzucht lebt. Aber nur in Amboseli gibt es ganzjährig Wasser. Das umliegende Land ist zu trocken, um alle mit Wasser zu versorgen und Amboseli ist zu klein, um alle zu ernähren.

«Die Elefantenfamilien versuchten es mit unterschiedlichen Überlebensstrategien», erklärt Cynthia. «Einige blieben in der Nähe des Sumpfs, doch als dieser austrocknete, erging es ihnen schlecht. Andere wanderten weit in den Norden, teils zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie hatten damit mehr Glück. Von achtundfünfzig Familien hat nur eine einzige kein Mitglied verloren.» Eine Familie verlor sieben erwachsene weibliche Tiere und dreizehn Jungtiere. «Wenn ein Elefant zu Boden geht, versammeln sich normalerweise die anderen um ihn herum und versuchen, ihm wieder auf die Beine zu helfen. Während der Dürre hatten sie dazu keine Kraft. Mit ansehen zu müssen, wie sie sterben, wie sie im Totenkampf auf der Erde lagen ...»

Einer von vier Amboseli-Elefanten starb. Das entspricht 400 Tieren bei einer Gesamtpopulation von 1600. Fast jedes Elefantenkalb ging ein. Ungefähr achtzig Prozent der Zebras und Gnus sowie fast alle Rinder der Massai überlebten die Dürre nicht; sogar Menschen kamen ums Leben.

Als es wieder regnete, wurden die Elefantenkühe, die ihre Babys verloren hatten, alle ungefähr zum gleichen Zeitpunkt brunftig. Das Ergebnis war der größte Babyboom, den Cynthia in vierzig Jahren erlebt hatte. Innerhalb der letzten zwei Jahre wurden zweihundertfünfzig Elefantenbabys geboren, und es gibt wohl keinen besseren Zeitpunkt, um in Amboseli als Elefant zur Welt zu kommen. Üppiger Pflanzenwuchs, jede Menge Gras – und kaum Konkurrenz. Wasser macht, dass es Elefanten gibt. Und Wasser macht Elefanten glücklich.

Eine fröhliche Elefantengruppe wadet durch eine smaragdgrüne Wasserstelle, Palmen spenden großzügig Schatten. Es ist ein kleines Paradies. Mit ihren wuseligen, biegsamen, kleinen Rüsseln sind die Elefantenbabys der Inbegriff vollkommener Unschuld.

«Wie kugelrund *dieses Kleine ist*», staune ich. Mit seinen fünfzehn Monaten ist es ein wahrer Wonneproppen. Vier erwachsene Elefanten und drei junge Kälber suhlen sich in einem Schlammbecken und spritzen sich mit ihren Rüsseln Wasser auf den Rücken. Danach machen sie es sich am Ufer gemütlich. Eines der Elefantenbabys schmilzt vor Vergnügen förmlich dahin und ich beobachte, wie sich die Muskeln rund um seinen Rüssel langsam entspannen und ihm die Augen zufallen. Auch



*Nach einer schweren Dürre ein Babyboom. Für einige Jahre bleiben die heranwachsenden Elefanten in Berührungsnähe ihrer Mütter.*



eines der älteren Tiere namens Alfre legt sich hin. Doch drei junge Draufgänger drängeln sich dazu und trampeln auf Alfres Ohr. *Und wie.* Nach und nach kehrt Ruhe ein. Die Babys schlafen auf der Seite liegend, die Erwachsenen stehen eng aneinandergeschmiegt schützend um sie herum, während auch sie ein Nickerchen halten. Sie wissen, dass ihre Familie hier in Sicherheit ist. Ihre Ruhe ist ansteckend. Alleine sie zu beobachten, wirkt schon besänftigend.

Viele Leute träumen davon, im Fall eines Lottogewinns ihren Job hinzuschmeißen und sich nur noch den schönen Dingen des Lebens zu widmen: Freizeit, Spiel, Familie, Elternschaft und zwischendurch aufregendem Sex. Sie würden essen, wenn sie Hunger hätten, und schlafen, wenn sie müde wären. Viele Leute lebten, würden sie über Nacht reich, genauso wie Elefanten.

Die Elefanten scheinen glücklich zu sein. Doch stimmt diese Vermutung auch? Sind sie wirklich glücklich? Der Wissenschaftler in mir fordert Beweise.

«Elefanten erleben Freude»,<sup>2</sup> meint Cynthia. «Mag sein, dass es sich nicht um die Freude handelt, die wir Menschen verspüren, aber es ist definitiv Freude.»

Elefanten verhalten sich in Situationen freudvoll, in denen auch wir tiefe Zufriedenheit empfinden: im vertrauten Zusammensein mit «Freunden» und Familie, bei üppigem Vorhandensein von Essen und Trinken. Wir nehmen an, dass sie auf dieselbe Art und Weise Glück verspüren wie wir. Doch Vorsicht bei Spekulationen! Seit Jahrhunderten reißen sie nicht ab und reichen vom Verdacht, dass Tiere uns verhexen können, bis zu der These, dass sie keinerlei Bewusstsein haben und nicht in der Lage sind, Schmerz zu verspüren. Zwar geben Wissenschaftler durchaus den Rat, das Handeln von Tieren zu beobachten, doch gelten Vermutungen über deren Psyche als sinnlos und reine Zeitverschwendung.

Mutmaßungen über die Gefühlswelt und das Denkvermögen von Tieren sind aber das Hauptthema dieses Buchs. Die knifflige Aufgabe besteht darin, nur Behauptungen aufzustellen, die sich empirisch beweisen lassen und logisch sind – und dabei keine Fehler zu machen.

Cynthias wild lebende Freunde scheinen weise zu sein. Außerdem jung und verspielt. Mächtig, würdevoll. Und unschuldig. Das alles trifft auf



*Wasser und Matsch machen Elefanten glücklich.*

sie zu. Außerdem wirken sie friedfertig. Doch von allen Tieren sind sie auch diejenigen, die zähen Widerstand gegen die Verfolgung durch uns Menschen leisten und sogar töten, um sich selbst zu verteidigen. Sie versuchen, zu überleben und ihren Nachwuchs zu schützen. Ich denke, dass ich hier bin, weil ich offen für Neues bin, weil ich den Dingen auf den Grund gehen und wissen will: Inwiefern sind sie wie wir? Was lehren sie uns über uns selbst? Was ich allerdings nicht ahnen kann: Ich stelle die falschen Fragen.



Am wohlsten fühlt sich Cynthia Moss in ihrem gemütlichen, von Palmen umgebenen Zeltlager im Amboseli-Nationalpark. In einer kleinen Baracke befindet sich die Küche und jedes der sechs großen Zelte ist mit einem richtigen Bett und ein paar Möbeln ausgestattet. Kürzlich war morgens der Tee noch nicht fertig. Eine Forscherin zog den Reißverschluss ihres Zelts auf, um nachzusehen, was los ist, und entdeckte auf der Schwelle zur Küche einen dösen Löwen. Der Koch hinter der Küchentür hingegen war in hellem Aufruhr.

Heute frühstücken wir pünktlich und endlich komme ich dazu, Cynthia die für mich alles entscheidende Frage zu stellen: «Dein ganzes Leben lang beobachtest du nun Elefanten. Was hast du dabei über das Menschsein gelernt?» Verstohlen schiele ich auf mein Diktiergerät, um sicherzugehen, dass ich es auch angestellt habe. Dann lehne ich mich zurück. Seit vierzig Jahren sammelt Cynthia dazu Erkenntnisse; sie hat bestimmt die Antwort.

Doch Cynthia Moss umgeht meine Frage elegant. «Ich betrachte sie immer als das, was sie sind, nämlich Elefanten», antwortet sie. «Mein ganzes Interesse gilt den Elefanten. Den Vergleich zwischen Elefanten und Menschen finde ich nicht besonders hilfreich. Der Versuch, ein Tier als Tier zu verstehen, ist in meinen Augen viel interessanter. Wie kann ein Vogel, etwa eine Krähe, mit einem solch kleinen Gehirn derart erstaunliche Entscheidungen treffen? Die Krähe neben ein dreijähriges Kind zu halten – das ist nicht mein Ding.»

Cynthias sanfter Einwand auf meine Frage kommt so unerwartet, dass ich ihn zunächst überhaupt nicht verstehe. Dann bin ich überwältigt.

Seit ich denken kann, erforsche ich das Verhalten von Tieren. Schon vor langer Zeit kam ich zu dem Schluss, dass viele soziale Tiere – besonders Vögel und Säugetiere – in wesentlichen Punkten wie wir Menschen sind. Ich war mit dem Ziel nach Afrika gereist, herausfinden, inwiefern Elefanten «wie wir» sind, um dann genau darüber ein Buch zu schreiben. Doch eben gab es eine entscheidende Kursänderung. Ich habe einen Moment – genauer gesagt Tage – gebraucht, aber Tropfen für Tropfen, wie eine Infusion, sickerte die Erkenntnis in mich.

Cynthias kleine, durchschlagende Bemerkung bedeutete, dass der Mensch nicht das Maß aller Dinge ist. Und damit verfolgte sie den einzig richtigen Denkansatz.

Ihr Kommentar warf alles über den Haufen, nicht nur meine Fragestellung, sondern auch meine ganze Denkweise. Ich war davon ausgegangen, dass meine Aufgabe darin bestand, den Tieren die Möglichkeit zu geben, zu zeigen, wie sehr sie uns Menschen ähneln. Nun war die Angelegenheit schwieriger und komplexer geworden: Ich musste erforschen, *wer* sie *sind* – wie wir oder auch nicht.



Die Elefanten, die wir beobachten, rupfen mit ihren Rüsseln behände Gras und Gestrüpp aus. Kontinuierlich stopfen sie sich große Büschel in ihre Backentaschen und zermahlen sie mit ihren riesigen, kräftigen Backenzähnen. Egal ob Dornen, die Autoreifen zerstechen könnten, Palmfrüchte oder Gras – ihnen schmeckt alles. Ich hatte einmal die Gelegenheit, die Zunge eines Elefanten in Gefangenschaft zu streicheln. Sie war unglaublich weich. Es geht mir nicht in den Kopf, wie ihre Zungen und Mägen mit diesen spitzen Dornen zurechtkommen.

Alles, was ich sehe, sind fressende Elefanten. Doch mit unseren Worten können wir Menschen die Realität nur vage beschreiben. Ja, wir beobachten hier «Elefanten», doch stelle ich verwirrt fest, dass ich über ihr Leben überhaupt nichts weiß.

Cynthia aber hat mehr Ahnung. «Wenn du eine Gruppe von Tieren beobachtest, egal ob Löwen, Zebras oder Elefanten, siehst du zunächst immer nur ein zweidimensionales Bild. Doch wenn du ihre verschiedenen Persönlichkeiten kennenlernst, wenn du weißt, wer ihre Mutter war, wer ihre Kinder sind, dann gewinnt das Bild an Tiefe.» Eine Elefantenfamilie versammelt ganz unterschiedliche Charaktere: Sie können wür-

devoll und sanft, scheu, zurückhaltend oder besonders verspielt wirken. Vielleicht ist auch einer dabei, der äußerst dominant und bei Futtermangel sogar aggressiv auftritt.

«Ich habe rund zwanzig Jahre gebraucht, bis mir klar wurde, wie komplex diese Tiere sind», fährt Cynthia fort. «In der Zeit, in der wir Echos Familie gefolgt sind – damals war sie ungefähr fünfundvierzig Jahre alt –, bemerkte ich, dass sich Enid ihr gegenüber sehr loyal verhielt, Eliot eher verspielt war, Eudora unverbindlich, Edwina unbeliebt und so weiter. Langsam konnte ich voraussagen, was als Nächstes passieren würde, weil ich die Hinweise darauf direkt von Echo bekam. Ich begann – wie ein Mitglied der Elefantenfamilie – Echos Handeln als Anführerin zu verstehen.»

Ich blicke zu den Elefanten.

Cynthia erzählt weiter: «Jetzt merkte ich auch, wie überaus bewusst sie sich unseres Tuns sind.»

Überaus bewusst? Sie wirken so selbstvergessen.

«Elefanten *wirken* so, als würden sie Einzelheiten überhaupt nicht wahrnehmen», erklärt Cynthia, «bis sich Vertrautes ändert.» Eines Tages legte sich ein Kameramann, der mit Cynthia zusammenarbeitete, *unter* das Forschungsfahrzeug, um aus einem anderen Winkel filmen zu können. Normalerweise trotteten die Elefanten einfach an dem Fahrzeug vorbei, doch jetzt bemerkten sie sofort, dass etwas anders war, blieben wie angewurzelt stehen und starrten. Warum versteckte sich da ein Mensch unter dem Auto? Ein Elefantenbulle namens Mr. Nick ließ tastend seinen Rüssel daruntergleiten, um das Ganze zu erforschen. Er war nicht angriffslustig und versuchte auch nicht, den Mann unter dem Fahrzeug herauszuziehen; er war einfach nur neugierig. Ein anderes Mal, als das Fahrzeug mit einer Luke für Filmarbeiten ausgestattet worden war, untersuchten die Elefanten die Neuerung und betasteten sie mit ihren Rüsseln.

Der Rüssel der Elefanten ist uns eigenartig vertraut und doch so fremd. Einerseits ist er sehr feinfühlig, andererseits von enormer Schlagkraft. Mit ihm kann ein Elefant ein Ei<sup>3</sup> auflesen, ohne es zu zerbrechen – oder einen Menschen mit einem einzigen Schlag töten. Am Ende des Rüssels befinden sich zwei fingerartige Ausbuchtungen, wie eine Hand in einem Fäustling. Es ist die Art und Weise, wie Elefanten ihre Rüssel benutzen, die sie uns so vertraut erscheinen lässt. Sie muten an wie ein-



*Elefanten begrüßen sich häufig, indem sie mit ihrem Rüssel das Maul des anderen berühren, eine Art Kombination aus Händeschütteln, Umarmung und Kuss.*

armige Menschen, die erfolglos versuchen, ihre hässliche Nase zu verbergen und dabei deren Verwandlung vortäuschen.

Wird uns ihre fremdartige Herrlichkeit, ihre wunderbare Schönheit jemals kaltlassen? Ein Elefantenrüssel ist strukturiert wie der Stamm einer Palme und multifunktional wie ein Schweizer Messer. Mit ihrer abgerundeten Außenseite und glatten Innenseite kann diese riesige rauhenartige Nase in großer Reichweite den immensen Durst stillen, Wasser spritzen, Schlamm herumschleudern, Staub verwirbeln, Witterung aufnehmen, Nahrung sammeln, Freunde begrüßen, Elefantenkinder retten und beruhigen. Oria Douglas-Hamilton schrieb: «Im Rüssel befinden sich zwei Schläuche, um Wasser einzusaugen und wieder auszuspritzen.» Die Journalistin Caitrin Nicol ergänzt, dass ein Rüssel all das kann, «wozu der Mensch eine Kombination aus Augen, Nase, Händen und einer Maschine bräuchte». <sup>4</sup> Yoshihito Niimura von der Universität Tokio meint: «Stellen Sie sich vor, Sie haben eine Nase auf Ihrer Handfläche und jedes Mal, wenn Sie etwas berühren, riechen Sie es auch.» <sup>5</sup>

Mit kräftigem Griff umwickeln die Dickhäuter mit ihren erstaunlichen Nasen Grasbüschel und reißen sie aus. Wenn die Ballen sich nicht gleich aus der Erde lösen lassen, geben sie ihnen einen kleinen Tritt, damit sie zerbröseln. So holen sie sich ihre Nahrung aus dem Boden. Manchmal schütteln sie auch die Erde von den Wurzeln. Ihre Art zu essen ist ruhig und entspannt. Oft schwingen sie ihren Rüssel leicht hin und her, um sich den nächsten Happen mit ein wenig Schwung in ihr dreieckiges Maul zu stecken. Manchmal halten sie für einen Moment inne, als würden sie einem Gedanken nachhängen. Vielleicht aber lauschen sie auch nur, um sich zu vergewissern, dass es ihren Kindern gut geht, ihre Familie in Sicherheit ist und keine Gefahr droht.

Ich würde so gerne wissen, wie groß in diesem Moment die Schnittmenge zwischen meiner Wahrnehmung und der eines Elefanten in meiner unmittelbaren Nähe ist. Unsere «Eingangskanäle» sind ähnlich: Sehen, Riechen, Hören, Tasten, Schmecken; was wir mit Hilfe dieser Sinne registrieren, müsste sich größtenteils überschneiden. Wir können beispielsweise die gleichen Hyänen wie die Elefanten sehen oder die gleichen Löwen. Als Primaten haben wir Menschen jedoch einen sehr ausgeprägten Sehsinn. Elefanten hingegen haben, wie die meisten anderen Säugetiere, einen hochentwickelten Geruchssinn. Außerdem hören sie äußerst gut.

Ich bin sicher, dass die Elefanten viel mehr mitbekommen als ich; hier sind sie zu Hause, hier haben sie ihre Wurzeln. Ich habe keine Ahnung, was in ihren Köpfen vorgeht. Auch weiß ich nicht, was Cynthia denkt, während sie ruhig und aufmerksam ihre Schützlinge beobachtet.

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)